Aus Theodor Fischer : "Gegenwartsfragen künstlerischer Kultur"

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **19 (1932)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-17670

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Theodor Fischer: Haus Schätz in München-Laim, 1912

verstimmt haben soll, hört man in Basel immer wieder behaupten, und in der Tat war kein Argument zu schlecht, um für das Museum eingesetzt zu werden. Dass es ausgerechnet von einem Universitätsprofessor bei der Diskussion in den Vordergrund gestellt wurde, war ja wohl ein bissel peinlich, aber dieser Standpunkt könnte immerhin von einem hohen kulturellen Selbstgefühl der Stadt Basel zeugen, sofern er konsequent gehandhabt würde. Aber wenn man schon die gesamte Schweizer Architektenschaft zur Teilnahme am Wettbewerb einladet, und sie dann erst noch durch Beauftragung des Preisrichters Bonatz düpiert, so wird man wenigstens erlauben müssen, dass diejenigen, die der Stadt Basel für viele tausend Franken unentschädigte Arbeit zu Füssen gelegt haben, sich auch dazu äussern. Herr Professor Wilhelm Vischer hatte zudem das Malheur, an den Unrechten zu geraten, da einer der Opponenten einen noch um einige Jahrhunderte älteren Basler Stammbaum nachweisen konnte. — Die beiden Stuttgarter Otto Fischer und Bonatz werden sich bei dieser komischen Szene nicht übel ins Fäustchen gelacht haben — und das mit Recht!

Peter Meyer.

VI. Happy end

«Viele Tausende von Baslern und Baslerinnen freuen sich aufrichtig auf das schöne neue Kunstmuseum, das unsere Stadt zieren soll.» (A. Oeri.)

«Wir andern aber wollen froh und dankbar sein, dass es auch heute noch schöpferische Baukünstler gibt, wie die Architekten des Stuttgarter Bahnhofs oder des wundervollen Stockholmer Rathauses, das in seiner Vollendung, seinem Adel und seiner Kultur alles weit übertrifft, was uns unsere modernsten Surrogatagenten feilbieten.

Mit beiden Händen wollen wir nach dieser «gefährlichen» Architektur greifen und dem *in allen Teilen ausgezeichneten Museumsprojekt zustimmen.*» E. Heman, Architekt.

(*«Heute oder später»*. Basler Nachrichten Nr. 123, 6. Mai 1932.)

Aus Theodor Fischer: «Gegenwartsfragen künstlerischer Kultur»

«Das schwere Erbe des fürstlichen Mäzenatentums ist dem Staat eine materiell kaum tragbare Last. Aber — so schwierig die Frage sein mag, sie kann nicht umgangen werden — ist dieses Erbe dem heutigen Staat nicht auch geistig eine kaum tragbare Last?

Die materiellen Umstände zwingen zum Abbau, zunächst doch wohl zum Abbau aller sachlich nicht notwendigen, mehr oder weniger nach der Natur des Erbes repräsentativen Dinge. Die Kunst und ihre Anstalten galten durch Jahrhunderte als wesentliche Stützen höfi-



Theodor Fischer: Haus Harries in Kiel, 1907

schen Glanzes. Prunkbauten, Paläste, Kirchen und Gärten, dann die Galerien, Akademien, Porzellan- und Gobelinmanufakturen und andere schöne und gute Dinge; sehr im Gegensatz zu der vorhergehenden bürgerlich eingestellten Periode des Mittelalters, der eine innerliche Durchdringung des Lebens mit künstlerischem Geist und weniger der Schein eigentümlich war.

Der Staat wird und kann nicht ganz auf die Repräsentation in der Kunst verzichten, aber die harte Gegenwart zwingt zur Sparsamkeit, zu sachlichen Erwägungen. Es ist auch der mittelalterlich-bürgerliche Sinn, der sich wieder meldet und der der Repräsentation seiner Natur nach nicht eben besonders zugeneigt sein kann.»

Dann, im Hinblick auf das Projekt, den abgebrannten Münchner Glaspalast durch einen mindestens ebenso grossen Neubau zu ersetzen:

«Unsere schwere Lage muss die Kunst, müssen die Künstler verstehen und sich bescheiden lernen. Man soll nichts Unmögliches verlangen, noch dazu wenn es sachlich so wenig begründet ist, wie etwa die Forderung nach einem grossen Ausstellungspalast. Sieht man denn nicht ein, dass die Massierung die Kunst zur Ware herabdrückt, dass man so die Wertschätzung der Kunst selbst zerstört und sich den Ast absägt?»

Wenn das auch speziell für den Münchner Fall gemeint ist, so gilt es darüber hinaus für alle Versuche, Kunstausstellungen oder Kunstmuseen ins Unübersehbare und Massenhafte aufzuschwemmen. Es gilt also auch im Hinblick auf Veranstaltungen wie unsern schweizerischen «Salon» oder das neue Basler Kunstmuseum, wo direktorialer Ehrgeiz und Betätigungsdrang ins Uferlose ausschweifen und dem am Qualitativen völlig desinteressierten Staat ein Projekt aufdrängen, das als nachträgliches Beispiel von Architekturinflation ein gewisses Interesse haben wird, das aber gerade dadurch das Gegenteil einer intensiven Kunstpflege sein wird, auf die es allein ankäme. Theodor Fischer sieht sehr mit Recht, dass es hier um ganz andere Dinge als um äusserliche Sparmassnahmen geht, wennschon diese dazu beitragen werden, dass auch solche Kreise sich damit befassen müssen, die den geistigen Argumenten nicht zugänglich sind.

«Diese Fragen sind wohl so schwer, weil sie durch die materielle Not uns aufgedrängt werden; aber sie berühren sich auch mit den Zweifeln, deren wir uns hinsichtlich der geistigen Einstellung des Staates zur Kulturpflege nicht erwehren können.

Vorhin habe ich konservativ und fortschrittlich als etwas hingestellt, was viel weniger den Menschen als den Dingen zukommt. Der Staat ist unter den Dingen eines der konservativsten. Ruhende Grössen aber üben auf andere



Theodor Fischer: Das Museum in Wiesbaden, 1912—1915

sich um jene bewegende Dinge eine starke Anziehungskraft aus. Das Gravitationsgesetz herrscht auch hier. Und so lagert sich um und an die ruhende Grösse manches, was nicht unbedingt zu ihr gehört, was mit der Zeit die zentrale Grösse hypertrophisch aufquellen und sie für ihren eigentlichen Zweck untauglich macht. Der Staat leidet am Umfang und an der Vielseitigkeit der Aufgaben, wobei, abgesehen von dem natürlichen Zuwachs seiner Moles durch Gravitation, noch eine dem Deutschen durch seine politische Erziehung, oder besser Nichterziehung eigentümlich gewordene Neigung wirkt, nämlich die, dass er vieles, was private Unternehmung und Sorge bleiben könnte und sollte, dem Staate zumutet.

Aber auch der Staat ist ein Lebendiges und als solches dem Wechsel nach Inhalt und Form unterworfen. Die Mutation, die wir erlebt haben, hat ihn um ein grosses Stück ins Materielle gerückt. Illusionen und Ideale, die ihn früher leichter, geistiger, froher gemacht hatten, sind verlorengegangen. Fast nur noch ein Rechenexempel ist der Wahlakt, ein Rechenexempel mehr oder weniger die Regierungsbildung, ein Rechenexempel Haushalt und Verwaltung. Ist das nun ein guter Boden für das Kulturelle? Die Moles, die Ueberlastung mit Dingen, die nicht notwendig Staatsangelegenheiten sind, die Desillusionierung, die Verwirtschaftlichung der inneren und der äusseren Politik! Notwendig muss eine Entfremdung zwischen dem Staat und der Kultur eintreten; das liegt nicht im menschlichen Wollen oder Nichtwollen, sondern in der Entwicklung.

Wenn nun der Staat daran denken wollte, nicht etwa nur einige Aemter und Beamte einzusparen, was gut sein mag, sondern von dem für ihn nicht Wesentlichen etwas abzuschütteln, sich zu rütteln, wie die Irrlichter im Goetheschen Märchen, um wieder schlank, frei und beweglich zu werden, wären da nicht die geistigen Dinge, die eben wegen seiner sonstigen schweren Belastung am ehesten leiden müssen, hier zuerst zu prüfen?

Damit ersichtlich werde, wie ich's meine, durchaus aber nicht ohne weiteres als Vorbild: Die Engländer und Amerikaner kennen fast keine staatlichen Hochschulen, keine Kunstschulen in unserem Sinne. Die Erziehung der Architekten z. B., um das herauszugreifen, liegt in England in den Händen des Royal Institut of British Architects, einer allerdings vom König feierlich bestätigten Fachvereinigung. Die Erziehung ist dort mindestens so ernst und gründlich wie die unsrige und nebenbei von dem wohltuenden Geist schönster Kameradschaft in dem alt-

überlieferten Verhältnis zwischen Fellows und Students durchleuchtet. Wir hier erlahmen in dem Zwang, unseren Unterricht auf den prozentual ganz geringen Bedarf des Staates einzustellen, der damit eine Norm setzt, die ganz und gar nicht für alle passt. Examen und Titelwesen würgt die Kunst.

Das ist ein Beispiel für die Berufsbildung durch den Beruf, die ich rein theoretisch als eine Möglichkeit, den Staat zu entlasten, zugleich aber auch die Sache zu fördern, ins Auge fasse. Allgemein gesprochen glaube ich nach meinen Beobachtungen, dass die Berufsbildung durch die Berufe kommen wird; sie marschiert, wie man wohl sagt. Ein Hinweis auf die vortrefflichen Werkschulen in der Grossindustrie, ich nenne Siemens und die M. A. N., gehört vielleicht nicht ganz zum Thema; ich möchte ihn aber doch nicht versäumen. Die Kunstgewerbeschulen waren vor einem Menschenalter Entwurfs- und Zeichenschulen und richteten als solche mehr Unheil an, als dass sie Segen brachten. Vor 20 Jahren forderten wir den Unterricht am Werkstoff, die Werkstätte. Heute wird überall in den Schulen gearbeitet und nicht bloss gezeichnet. Das ist aber ein Uebergang; die Oekonomie der Zeit und die Oekonomie des Materials, die so unentbehrlich für die Erziehung und für die Form selbst sind, fordert den weiteren Schritt, den zur Manufaktur; ernst muss es mit der Arbeit werden. Der Staat aber als Inhaber solcher Manufakturen käme in Schwierigkeiten mit den Gewerbetreibenden. Und so glaube ich, dass in ein paar Jahren das Problem der Berufsschule reif dafür sein wird, dass diese den Berufsorganisationen übergeben wird. Man wirft den Fachorganisationen, den andersgearteten Erben der alten Zünfte, oft Engherzigkeit und Mangel an Gemeinsinn, an Idealismus vor. Uebergebe man ihnen die Sorge für ihren Nachwuchs, und man wird nicht lange mehr über Mangel an Idealismus zu klagen haben. Der Staat aber zieht sich in die ihn wenig belastende Rolle der Aufsichtsbehörde zurück.

München ist stolz auf seine Berufsschulen, mit vollem Recht. Auf nichts aber kann es stolzer sein, als darauf, dass zwei grosse reichsdeutsche Berufsvereinigungen ihr zu treuen Händen die ersten deutschen Meisterschulen übergeben haben. Hier ist der Anfang der Entwicklung, wie ich sehe.

Wie aber, wenn aus solchem beruflichen Idealismus, aus der Wiedergeburt der Berufsstände eine Morgenröte für den gesundeten Staat aufdämmerte? Wenn die gemeinsame Arbeit uns den Zwiespalt der Weltanschauungen, der Parteien vergessen machte? Wollte man doch weniger von Weltanschauung reden und dafür die Welt anschauen. Da liegt offen die Erkenntnis unseres Zustandes; ohne die Erkenntnis aber werden wir nichts bessern.»

Bücher von und über Theodor Fischer

Gegenwartsfragen künstlerischer Kultur

von *Theodor Fischer*. Münchner Kunstschriften Bd. III, herausgegeben von Konrad Weiss. Quart, 44 S., 3 Tafeln. Dr. Benno Filser Verlag, Augsburg 1931. Geheftet RM. 1.50.

Diese Broschüre enthält den Aufsatz «Altstadt und neue Zeit», worüber zu reden niemand berufener ist als der Verfasser, der als einer der ersten grosszügige Altstadtsanierungen durchgeführt hat unter dem doppelten Gesichtspunkt der Modernisierung und der Denkmalpflege, und dem die Ausarbeitung von Bebauungsplänen für zahlreiche deutsche Städte übertragen wurde. Der zweite Aufsatz «Erörterungen über die Grundlagen einer künstlerischen Kultur» beschlägt das Verhältnis von Staat und Kunstpflege, fussend auf Münchner Gegenwartsfragen, aber darüber hinaus von prinzipieller Bedeutung. Wir entnehmen diesem Aufsatz die obigen Ausführungen. Red.

Theodor Fischer, ein deutscher Baumeister

von *Hans Karlinger*, Oktav, 42 Seiten Text, 54 Tafeln. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1932. Preis 8 RM.

Ausser den sehr schön gedruckten Tafeln, auf denen alle wesentlichen Werke des berühmten Architekten wenigstens in einzelnen Hauptansichten wiedergegeben sind, enthält das Buch weitere 18 Pläne und einige Handzeichnungen von Theodor Fischer und eine Einführung, die den Versuch macht, die komplizierte kulturelle Situation, in der sich Fischers Tätigkeit abspielte, zu umschreiben. Wir entnehmen dem Text:

Was diese Generation von früherer und späterer scheidet, ist die Problematik ihres Spannungsfeldes, in dem sich Erbe, Bodengefühl, Rationalismus und Idee zu stetig neuen Figuren kombinieren. Gleichviel, welches Thema baulicher Formung geprüft wird, vom Verhältnis zwischen Gedanke und Werkform, zwischen «Kunst» und «Zweck», zwischen Körper und Hohlraum bis zu allen Gegensätzlichkeiten von städtebaulicher Ordung regulärer und irregulärer Planidee, man wird die Neigung immer wieder finden, die bis dahin angestaunte Fassade der Formenschätze in ihrer Maskenhaftigkeit bis auf das Letzte zu entschleiern, die Götter der intellektuellen Baulehre zu entgöttern, die Wege zu einem Primat der Architekten um jeden Preis zu fordern und doch immer Kind aller dieser, mit Wille und Wissen bekämpften Ueberlieferungen zu bleiben. Das Beständige dieser Generation ist der Uebergang, und in der mutigen Grösse zu neuen Wegen liegt ihre grosse augenblickliche Bedeutung in einer Geschichte der Formwandlungen; sie wurde die Schwelle und der Boden, auf dem das Schaffen der Gegenwart steht — auf dem vielleicht die Form von 1940–1950 stehen wird.

Und so scheint für einen oberflächlichen Aspekt immer wieder im Schaffen der Generationsmeister von 1880 das Zeitbedingte, die als Erbe und gesellschaftliche Forderung notwendige Auseinandersetzung mit den Komplexen von Aussenformen, ob das nun Stilformen, Ornamente oder Kompositionen sind, unseren Blick zu beengen — es ist Gewöhnung aller Betrachtung, das wirklich Eroberte als selbstverständlich entgegenzunehmen und das nicht mehr Eigene zuerst zu sehen.

Abbildungen Seite 188–191 aus: Theodor Fischer, ein deutscher Baumeister, von Hans Karlinger. Verlag Georg D. W. Callwey, München.



Theodor Fischer: Schule und Betsaal in Lana (Südtirol) 1909/1910

Man versteht kaum, wie man solche Dinge auf eine Linie stellen kann. Aber dass Anklänge an Architektur überhaupt vorhanden sind, schon das ist eben ein Verbrechen. «Es lebe die Bilderkiste, das Provisorium eines Ausstellungsraumes, die Erhabenheit des Fabrikbaus. Hässlich ist, was bisher schön war. Hässlich wird in fünf Jahren, was heute schön ist.» Das ungefähr waren die Ansichten, die aus den Reden vom letzten Dienstag herausleuchteten. Damit wird naturgemäss auch jede Repräsentation zu einer Verschleuderung von Staatsgeldern und, wie wir zufügen, ein Werk wie das Strassburger Münster wieder zu einem «Monument des Aberglaubens».

(*«Für den Museumsbau»*. Basler Nachrichten Nr. 124 vom 7. 8. Mai 1932.)

— Aber wir wollen hier die verwandtschaftlichen Beziehungen dieses Kunsthistorikers zum Konservator Otto Fischer gerne als mildernden Umstand für diesen Erguss gelten lassen.

V. Die Opposition

Von den politischen Parteien opponierten einzig die Kommunisten dieser Bauvorlage: eine ungeheure Chance für ihre Befürworter, die damit die Möglichkeit hatten, auch jede Gegnerschaft aus ganz anderen Gründen als bolschewistisches Manöver zu brandmarken — eine Chance, die sowohl von der sozialdemokratischen wie von der bürgerlichen Presse hemmungslos ausgebeutet wurde, weil man sich damit ein materielles Eingehen auf die Gründe der Gegner ersparen konnte.

Dabei spielte natürlich auch die Persönlichkeit von Dr. Georg Schmidt eine Rolle, der mit selbstloser Hingabe und unter Gefährdung seiner Stellung die Basler Opposition sammelte, der aber, wir wissen nicht ob mit Recht oder Unrecht, in Basel ebenfalls als Kommunist gilt. Als ob die Richtigkeit einer an Hand der Pläne Punkt für Punkt bewiesenen Kritik, wie sie Dr. Schmidt am Projekt Christ-Bonatz übte, von der politischen Einstellung dessen abhinge, der sie ausspricht!

Natürlich machte man der Opposition auch den Vorwurf, sie habe kein Gegenprojekt, das zeige, wie man's besser machen könne; aber welche Vorwürfe hätte man ihr erst gemacht, wenn sie ein solches Gegenprojekt gehabt hätte, und also an seiner Realisierung im selben Sinn «interessiert» gewesen wäre, wie Prof. Bonatz an der Realisierung des seinigen?

Der schwächste Punkt der Opposition war zweifellos ihr Eintreten für den Skelettbau, nur schon deshalb, weil bei aller Wichtigkeit der Konstruktionsart die technischen Fragen unter allen Umständen Fragen dritten Ranges sind, während die wichtigeren Fehler des Projektes erstens schon im Programm der Bauaufgabe und zweitens in der Einstellung der Architekten zu diesem Programm lagen; auch versanden Diskussionen über Technisches unweigerlich in der Gegenüberstellung von Behauptung und Gegenbehauptung, ohne dass sich sogleich nachprüfen liesse, wer recht hat.

Dass auch die Tatsache, dass sich Zürcher Architekten erlaubten, über diese Basler Angelegenheit mitzureden,